Nora Ruisinger

Kinder wie wir

Ich ziehe durch die dunklen Gänge, so wie ein Geist, der seinen Körper sucht, aber ihn nie finden wird. Ich klopfe an die Tür neben den Ziffern 421 und warte auf das Okay hineinzukommen. Aber je länger ich warte, desto größer wird die Unsicherheit, dass ich das hier weder tun, geschweige denn in Erwägung ziehen sollte.
Denn ich mag Oskar, aber mit ihm kommt auch mein alltäglicher Begleiter Leukämie. Und das heißt, dass ich mich nicht an ihn gewöhnen darf, nichts für ihn fühlen darf, denn ich könnte nochmal zerbrechen.
Wenn eine Vase zerbricht, verbleiben Scherben, die nochmal brechen können. Nochmal fallen können, und ich bin eine Scherbe einer Vase, die von Mathilda, meiner großen Schwester, zusammengehalten wurde. Wenn ich Oskar mag und er geht, dann werde ich nochmal brechen.
Eine Scherbe gehört zu einer Vase- aber das Zerbrochene einer Scherbe erkennt man nicht mehr als Teil von etwas an.
Ich werde nochmal gezwungen Mamas Welt zu erleben.
Denn, wenn etwas Schlimmes passiert, passiert es in Mamas unfairer Welt, nicht in meiner hoffnungserfüllten Traumwelt, nein, hier passieren nur gute Sachen, *nur gute Sachen*.
„Ja?“, ertönt seine Stimme aus Joslins Zimmer, welches jetzt ihm gehört. Aber sie klingt so gebrochen, wie ich bin, und ich wünsche niemanden sich so zu fühlen wie ich es jeden Tag tue, denn ich bin bloß ein Kind, welches lebt, um zu sterben. Ich wurde geboren, um zu sterben, auch wenn ich es die ersten unschuldigen zehn Jahre nicht gewusst habe.
„Hey, Oskar“, murmle ich, als ich die Tür hinter mir schließe. Ich erblicke nur seinen Rücken, der mir zugewandt ist. Er starrt aus dem Fenster in den Nachthimmel.
„Man sieht hier keine Sterne…hier sind bloß Stadtlichter, Frieda“, flüstert er und ich höre, dass er geweint hat, „hier sind bloß Laternen, wegen denen ich nicht einschlafen kann- wer platziert hier strahlende Laternen, wenn sie genau wissen, dass hier leidende Kinder schlafen, deren größter Albtraum es ist, zu sehen, dass ein strahlendes Licht am anderen Ende scheint?“
Seine Stimme bricht immer mehr und ich beginne zu glauben, dass er das erste Mal so richtig fällt, etwas hat ihn gezwungen Leid zu fühlen, und diesmal ist es nicht der Krebs.
„Was ist passiert?“, frage ich vorsichtig und bleibe stehen, weil ich weiß, wenn ich hingehe, dass ich vermutlich ihn dazu zwinge es auch zu sehen.
„Meine Freunde, nein, die Menschen, von denen ich geglaubt habe, sie so nennen zu können, ohne dass ich lügen muss, haben sich als fake bewiesen. Sie haben mich die letzten Tage

immer daran erinnert, dass ich okay sein werde, aber heute, als ich sie gefragt habe, ob sie mich denn nicht besuchen wollen, weil ich nicht ihnen entgegenkommen kann, haben sie gesagt sie hätten keine Zeit. Meine Mama hat sie gerade am Sportplatz gesehen. Ich weiß nicht, was ich jetzt von ihnen halten soll. Sie waren immer da und jetzt sind sie es…nicht. Sie mögen mich, aber nicht genug, um mich wirklich sehen zu wollen."
„Es ist leicht uns zu mögen, Oskar- wer würde sich trauen krebskranke Kinder nicht zu mögen? Kinder wie wir sind aber genau deswegen schwer zu lieben, auch wenn wir es am meisten verdienen würden, etwas anderes als Schmerz zu fühlen. Aber wer fixiert sich freiwillig auf jemanden, der in ein paar Monaten nicht mehr existieren könnte? Wer willigt ein sich jemanden hinzugeben, der nicht versprechen kann, morgen noch zu leben? Sie mögen dich, aber nicht, weil sie dich wirklich mögen. Sie sind feige und deswegen mögen sie dich. Glaub mir, ich könnte dir es jetzt schönreden, dir einsagen, dass sie wirklich keine Zeit haben, aber wer hat wirklich keine Zeit, wenn es zu todkranken Kindern kommt, Oskar?" Er weiß, dass ich recht habe, aber will nicht, dass ich auch wirklich richtig liege. „Es ist okay jetzt traurig zu sein- aber du hast die Wahl, oder? Und du entscheidest dich für lachen, richtig?"
„Ich hasse es auf einmal wieder eine Wahl zu haben. Niemand hat mich gefragt, ob ich *das hier* will." „Leukämie fragt nicht nach."
Nach einigen Momenten nicke ich und er dreht sich zu mir. „Es tut mir leid, Oskar." „Muss es nicht, Frieda. Ich weiß bloß nicht mehr, was ich fühle. *Ob* ich fühle."
„Meine Freundinnen aus der Volksschule haben mich am Anfang immer besucht, größtenteils weil ihre Mütter mit meiner befreundet waren, aber sie waren immer da", ich lächle an die Mädchen zurückdenkend, die nächstes Jahr Matura machen werden, während ich hier stecken bleibe, „aber je älter ich wurde, desto öfter habe ich eine Maske aufgesetzt, die mich von ihrem Mitleid beschützt hat, mich davor gerettet hat als Opfer dazustehen, wenn sie mich besucht haben. Aber als sie dann alle nicht mehr kamen, weil sie dachten ich sei okay, weil ich ihnen das gesagt habe und sie mir geglaubt haben, habe ich es bereut. Irgendwie wünschte ich, sie hätten mich hinter der Maske erkannt, aber wie soll man eine Person hinter einer Maske erkennen, wenn die Maske alles ist, was sie für die Person halten? Ich habe sie weggestoßen und irgendwann wollten sie nicht wieder kommen."

Ich weiß nicht, wie wir hier gelandet sind, aber plötzlich sitzen wir auf den kalten Stufen im Treppenhaus, wo sich normalerweise keiner aufhält und schon gar nicht freiwillig. Ich lehne mich zurück und die Kanten reiben sich in meinen Rücken, aber es ist ein Schmerz, über den ich bestimme, wann er beginnt und wann er endet, also lege ich meinen Kopf auf eine weitere kalte Stufe und schaue auf die Seite. Oskar folgt meinem Beispiel und er scheint das Gleiche

darüber zu denken. Wir tun die verrücktesten Dinge, wenn es über Macht geht, und so tun es auch gesunde Menschen, mehr oder weniger macht uns das also etwas normaler. Etwas mehr Teil der Gesellschaft, die uns vergessen hat.
„Was ist dein Grund?“ Ohne nachzudenken, fast, als hätte er es schon lange gewusst, dass er sich dieser Frage gegenüberstellen muss, antwortet er nur wenige Augenblicke später.
„Meine Chancen. Ich habe gute Chancen wieder zurückzukehren, zu einem Leben, in dem ich nicht von den Schritten von Pflegern und Ärzten, sondern von denen meiner Ma geweckt werde. Und Emma, ich könnte Emma nie allein lassen, nicht, wenn sie dann weiterarbeiten müsste in einem Krankhaus, in dem sie ihren kleinen Bruder verloren hat- das würde ich ihr nicht antun… Und deiner?“ „Ich habe keinen, nicht mehr zumindest, ich weiß nicht, warum ich nicht einfach sterbe. Meine Chancen sind schlecht, miserabel sogar. Ich habe keinen mehr, dem es wirklich Leid zufügen würde, wenn ich sterbe, weißt du? Meine Mama hat kaum um Mathilda getrauert, warum sollte es bei mir anders sein? Und mein Vater ist in der Schweiz, das sagt doch mehr als genug, nicht?“ „Niemand sollte einen Grund haben, dich zu vermeiden.“ „Menschen sollten auch nicht schlechte Dinge tun, aber die Geschichte wiederholt sich immer und immer wieder. Langsam beginne ich zu glauben, dass alle Gesunden kränker als wir sind.“
Die scharfen Kanten stechen in meinen unteren Rücken, in meinen Nacken und gegen meinen Hinterkopf- ich richte mich auf und mein Blick wandert zu Oskar. „Hast du schon einmal getrunken?“ Er lacht. „Einmal. Hinter der Sporthalle nach dem Fußballtraining, als wir Meister geworden sind. Du?“
„Joslin und ich haben früher manchmal eine Flasche alkoholfreies Bier gestohlen und hier im Treppenhaus geteilt und getrunken. Du hast ihr Zimmer. Ihr Bett.“ „Und Joslin ist jetzt…?“, ich bemerke wie er kurz Luft anhält, hoffend, dass sie nicht wegen Tod nicht mehr in ihrem Bett liegt. „Zuhause, in ihrem wirklichen Zuhause. Sie geht zur Schule, weißt du? Aber genug von Joslin- willst du etwas trinken?“ Joslin wird nächstes mit unserer Freundesgruppe, von der ich nur noch in alten Chats teil bin, ihr restliches Leben beginnen. Ich sehe auf Instagram die Storys von Maturabällen, die Beiträge von spontanen Trips und Treffen, und sie werden nie mehr als mein Profil neben einem Like sehen und denken, dass ich bloß ein Kontakt aus ihren Listen bin, den sie vergessen haben, zu löschen. Manchmal lese ich mir alte Chatverläufe durch und stelle mir vor, die Rede von einem Treffen wäre für morgen.
„Die Rede ist nicht von Cola, richtig?“, unterbricht er meine Gedanken durch seine Stimme. „Nicht wirklich, nein, obwohl ich auch weiß, wo sie *das* lagern.“ „Du scheinst wirklich neugierig zu sein, und ich bin mir nicht sicher, ob das eine gute Eigenschaft ist“, lacht er und

lehnt sich gegen die Wand. „Ich weiß auch, wo sie den Snickers-Vorrat verstecken, du magst Snickers, das weiß ich.“ „Willst du etwa Joslins und deiner Tradition folgen oder warum hast du mir diese Frage gestellt?“
„Ich wäre dafür offen, ich meine, es ist egal, was ich trinke oder esse, ich gebe mir nur noch ein paar Monate, die Ärzte vielleicht einige mehr, aber wir wissen alle, dass ich bald nicht mehr aufwachen und nach meinem Punkt suchen werde. Ich verstehe, wenn du dagegen bist, du hast super Chancen und-“ „Zeig mir das Versteck und an deinem letzten Tag, möge es in ein paar Monaten oder vielen, vielen Jahren sein, werde ich dir höchstpersönlich eine 0,5 Literflasche Bier bringen.“
„Ich hasse Bier.“
„Es ist *wahrhaftig* eklig.“
„Sie haben nichts anderes- Bier oder nichts?“
„Bier.“

Es fühlt sich lockerer an mit ihm diesen Moment zu teilen, denn anders als jetzt ist, dass Joslin und ich es damals vierundzwanzig Stunden vor einem wichtigen Event getan haben. Joslins erste Chemotherapie, meine Operationen, ihre Meilensteine -denn selten waren es meine- und auch einfach schlaflose Nächte. Und jetzt sitze ich hier, rede mit Oskar und lausche seinem unbeschwerten Lachen, welches mich hoffen lässt, dass Mamas Welt auch Sonnenmomente hat. Aber dort, wo Sonne ist, gibt es auch Schatten. *Dunklen, finsteren Schatten.*
„Gibt es Dinge, die du, bevor du stirbst, tun willst? Unabhängig davon, wann es so weit ist.“
„Ich will Motorrad fahren, aber ich will der Fahrer sein.“ Ich lächle und nehme einen kleinen Schluck vom Bier, welches bitter zwischen meinen Lippen schmeckt. „Ich will…“ *anderen kranken Kindern sagen, dass es okay sein wird, ohne lügen zu müssen.* „Ich will einmal weiße Rosen bekommen, einfach so, weil ich geliebt werde.“ „Weiße Rosen, hm?“
Weiße Rosen scheinen so unschuldig und unwissend. Sie sind so weiß, so strahlend, dass sie unmöglich mit etwas Grausamen verbunden werden können. Sie sind elegant, schlicht und wachsen so stark mit ihren scharfen Dornen am Stängel- ihr ganzer Stolz. Weiße Rosen haben noch kein Tropfen Blut abbekommen, bloß klaren Regen, der sauber ist. Sauber und unversehen von jener Krankheit. Ich bin mein ganzes Leben lang eine rote, innerlich blutende Rose, die mit Sicherheit Grausames erlebt hat, aber ich will mit einer ruhigen weißen Rose verbunden werden, wenn es so weit ist.
„Wer hat dir das Herz gebrochen, Fee?“, lacht er ironisch und ich schließe mich ihm an.
So viele Menschen, so viele Dinge.

„Kannst du dir sicher sein, dass dir das Herz nie gebrochen wird?“, frage ich ihn, nachdem er den letzten Schluck aus der grünen, gläsernen Flasche schluckt.
„Oh, komm schon, als hättest du es nicht vorhin eben miterlebt. Ich kann mir nicht sicher sein, aber das ist doch das Lustige. Das Leben ist ein Überraschungsei.“ Er sieht so viel Hoffnung und dabei lebt er auch in Mamas unfairer Welt.
Er lebt in Mamas Welt, aber vielleicht schnuppert er schon in meine Welt. In die Welt, in der Gespräche durch das Treppenhaus auch noch im obersten Geschoß hörbar und unterhaltsam sind, weil sie das Einzige sind, was Kinder wie wir haben.